

Leonardo Sciascia
Die Affaire Moro.
Ein Roman

Aus dem Italienischen
neu übersetzt von Monika Lustig

Mit einem Essay
von Fabio Stassi

Der ungeheuerlichste Satz von allen:
Jemand ist »im richtigen Moment« gestorben.

Elias Canetti,
Die Provinz des Menschen

Auf meinem Abendspaziergang entdeckte ich gestern in einem Mauerspalt ein Glühwürmchen. Seit mindestens vierzig Jahren habe ich hier auf dem Land keines mehr gesehen. So dachte ich auch im ersten Moment, es müsse sich um einen Gipssplitter im Mauerstein oder um eine Spiegelscherbe handeln, und das Licht des Mondes, das wie ein Ornament durch das Laubwerk brach, rufe diesen grünlichen Widerschein hervor. Eine Rückkehr der Glühwürmchen wollte mir nicht unmittelbar in den Sinn kommen, nach so vielen Jahren, die sie verschwunden waren. Längst waren sie bloße Erinnerung: an eine Kindheit, da wir für die kleinen Dinge der Natur noch ein waches Auge hatten und wussten, mit ihnen Spiel und Spaß zu haben. Die Glühwürmchen hießen bei uns *canniledi di picuraru*, Kerzlein des Hirten, wie die Bauern sie nannten. Derart beschwerlich erschien ihnen das Leben eines Schafhirten, die durchwachten Nächte bei den Herden, dass sie ihm die Glühwürmchen als Spur des Lichtes oder als schwache Erinnerung daran in furchteinflößender Finsternis zudachten. Furchteinflößend wegen der häufigen Viehdiebstähle. Furcht, weil die, die man für gewöhnlich die Schafe hüten ließ, Kinder waren. Daher also der Name Hirtenkerzen. Hin und wieder fingen wir ein Glühwürmchen, hielten es, umringt von den Jüngsten unter

uns, behutsam in der geschlossenen Faust, öffneten sie jäh, um mit der smaragdgrünen Phosphoreszenz zu überraschen.

Es war tatsächlich ein Glühwürmchen dort in der Mauerritze. Und diese Erkenntnis erfüllte mich mit Freude, durch und durch. Mit einer doppelten Portion Freude. Mit zweifacher Freude. Zum einen über die wiedergefundene Zeit – die Kindheit, die Erinnerungen, der nunmehr stille Ort, wieder voller Stimmen und Spiele – und die Freude über eine Zeit, die es zu entdecken, zu erfinden galt. Mit Pasolini. Für Pasolini. Pasolini, längst außerhalb der Zeit, aber in diesem schrecklichen Land, zu dem Italien geworden ist, noch nicht in seinem Innern verändert (»Tel qu'en Lui-même enfin l'éternité le change«)¹. Brüderlich und fern zugleich, das ist Pasolini für mich. Wie Brüder, aber ohne Vertraulichkeit, sich mit mannigfacher Zurückhaltung schützend und, wie ich glaube, von gegenseitiger Befangenheit. Wie eine Mauer zwischen uns empfand ich für meinen Teil ein Wort, das ihm so viel bedeutete, einen Schlüsselbegriff in seinem Leben: »anbetungswürdig«. Möglich, dass auch ich einige Male dieses Wort in meinem Schreiben verwendet habe, ganz sicher habe ich es mehrmals gedacht: Aber es galt einer einzigen Frau und einem einzigen Schriftsteller. Und dieser Schriftsteller, das braucht nicht eigens betont zu werden, ist Stendhal. Pasolini hingegen fand dasjenige »anbetungswürdig«, was für mich an Italien bereits qualvoll war (aber ebenso für ihn, wenn man sich an das »anbetungswürdig, eben weil qualvoll und herzerreißend« aus den *Lutherbriefen* erinnert: Aber wie kann man anbeten, was einen vor Schmerz zerreißt?) und was entsetzlich werden sollte. Er fand diejenigen »anbetungswürdig«, die unausweichlich zu Werkzeugen seines Todes werden sollten. Anhand seiner Schriften lässt sich

ein kleines Wörterbuch der Dinge zusammenstellen, die für ihn »anbetungswürdig«, für mich nur qualitativ und heute entsetzlich sind.

Die Glühwürmchen also. Und so kommt es – Angedenken und Hoffnung –, dass ich hier für Pasolini schreibe, als setzte ich nach über zwanzig Jahren einen Briefwechsel fort. »Die Glühwürmchen, die du ausgestorben glaubtest, sie kehren langsam zurück. Eines habe ich gestern Abend gesehen, zum ersten Mal nach vielen Jahren. Und so ist es auch mit den Grillen: Über vier oder fünf Jahre habe ich sie nicht gehört, jetzt sind die Nächte endlos erfüllt von ihrem Zirpen.«

Die Glühwürmchen. Der *Palazzo*. Pasolini wollte buchstäblich im Namen der Glühwürmchen dem *Palazzo* den Prozess machen. Wegen des Verschwindens der Glühwürmchen.

Weil ich Schriftsteller bin und mit anderen Schriftstellern polemisiere oder zumindest diskutiere, erlaube ich mir, eine poetisch-literarische Definition jenes Phänomens zu geben, das vor etwa zehn Jahren in Italien aufgetreten ist. Das wird die Sache vereinfachen und abkürzen (und sie vielleicht auch verständlicher machen).

Anfang der sechziger Jahre begannen aufgrund der Luftverschmutzung und, vor allem auf dem Land, infolge der Gewässerverschmutzung (der blauen Flüsse und der klaren Bäche) die Glühwürmchen zu verschwinden. Das geschah mit blitzartiger Geschwindigkeit. Innerhalb von nur wenigen Jahren gab es die Glühwürmchen nicht mehr. (Sie sind heute eine schmerzliche Erinnerung an die Vergangenheit, und wer von den Älteren diese Erinnerung noch besitzt, kann sich in den heutigen Jugendlichen nicht mehr wiedererkennen und kann sich also auch nicht mehr so schön wie einst der Wehmut hingeben.)

Dieses »Etwas«, das vor zehn Jahren geschah, will ich im Folgenden »das Verschwinden der Glühwürmchen« nennen.

Das christdemokratische Regime hat zwei absolut unterschiedliche Phasen durchgemacht, die sich nicht nur nicht im Sinne einer gewissen Kontinuität miteinander vergleichen lassen, sondern geradezu geschichtlich inkommensurabel geworden sind.

Die erste Phase dieses »Regimes« (wie die Radikalen es zu Recht stets genannt haben) beginnt mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs und geht bis zum Verschwinden der Glühwürmchen, die zweite Phase ist die vom Verschwinden der Glühwürmchen bis heute. [...]

Und weiter: In der Übergangsphase – das heißt »während des Verschwindens der Glühwürmchen« – haben die christdemokratischen Machthaber fast mit einem Schlag ihre Ausdrucksweise geändert und sich einen völlig neuen Jargon zugelegt (im Übrigen so unverständlich wie Latein). Exemplarisch dafür steht Aldo Moro, eben der Mann, der (aufgrund wer weiß welcher rätselhafter Wechselbeziehung) am wenigsten in all die abscheulichen Dinge verwickelt scheint, die von 1969 bis heute von jenen organisiert wurden, die um keinen Preis die Macht aus den Händen geben wollen; was ihnen, formal gesehen, bislang auch gelungen ist.²

*Die Glühwürmchen. Der Palazzo. Der Prozess gegen den Palazzo. Als wandelte drei Jahre nach der Veröffentlichung dieses Artikels von Pasolini im *Corriere della Sera* nur mehr Aldo Moro im Innern des Palazzo umher: in jenen leeren, längst ausgeräumten Räumen. Ausgeräumt, weil andere Räume zu besetzen waren, die als sicherer galten: in einem neuen, weitläufigeren Palazzo. Und sicherer – das versteht sich von selbst, sicherer waren diese Räume für die Schlimmsten von ihnen, das ist damit gemeint. »Der am wenigsten in die Machenschaften Verwickelte«. Verspätet und alleingelassen: Und er hatte geglaubt,*

ein Anführer zu sein. Verspätet und alleingelassen, eben weil er von allen »der am wenigsten in die Machenschaften Verwickelte« war. Und eben weil von allen »der am wenigsten in die Machenschaften Verwickelte«, war er vom Schicksal auserkoren, noch rätselhaftere und tragischere Wechselbeziehungen einzugehen.

Noch vor dem Erscheinen des Artikels am 1. Februar 1975 im *Corriere* unter dem Titel *Die Leere der Macht in Italien*, dann in *Freibeuterschriften* mit dem Titel, den das Gedächtnis derer, die ihn gelesen, ihm inzwischen verliehen hatte: *Von den Glühwürmchen* – hatte sich Pasolini über Moros Sprache in Texten und Anmerkungen zur Linguistik ausgelassen (siehe *Ketzererfahrungen. Schriften zu Sprache, Literatur und Film*). Doch hier in *Von den Glühwürmchen* befasst er sich mit Moro, mit Moro und seiner Sprache, in einem bewusster und schärfer gefassten Kontext, in einer noch weitreichenderen, von noch größerer Verzweiflung getragenen Vision der italienischen Angelegenheiten.

»Wie immer«, sagte Pasolini, »wurden die Symptome nur in der Sprache manifest.³« Die Symptome des geradlinigen Zueilens auf die Leere jener christdemokratischen Macht, die bis zehn Jahre zuvor noch die »pure und simple Fortsetzung des faschistischen Regimes« gewesen war. In Moros Sprache, in seiner vollständig neuen Sprache, die in all ihrer Unverständlichkeit dennoch wie dafür gemacht war, genau den Raum zu füllen, aus dem die katholische Kirche just in jenen Jahren ihr *Latein* zurückzog. Ließ sich das nicht als Austausch, als Ersetzen bezeichnen? Überdies und ganz lapidar gesprochen:

Latein ist für denjenigen unverständlich, der es nicht gelernt hat. Pasolini ist nicht imstande, Moros *Latein*, diese »vollständig neue Sprache« zu entschlüsseln; doch er ahnt, dass in all ihrer Unverständlichkeit, in jener Leere, in der sie ertönt und widerhallt, eine »rätselhafte Wechselbeziehung« zwischen Moro und *den anderen* entstanden ist; zwischen dem, der weniger als die anderen Veranlassung gehabt hätte, nach einem neuen *Latein* zu suchen und sich darin auszuprobieren (was immer noch das *Latinorum* ist, das einen Renzo Tramaglino⁴ ungeduldig auffahren lässt), und jenen, die sich zwangsläufig, um des Überlebens willen, und sei es auch wie Ferngesteuerte, wie leere Masken, damit tarnen mussten. In diesem knappen Einschub Pasolinis – »einer rätselhaften Wechselbeziehung wegen« – steckt so etwas wie eine Vorahnung, wie eine Vorwegnahme der *Affaire Moro*. Heute wissen wir, dass diese »Wechselbeziehung« ein »Widerspruch« war: und den hat Moro mit dem Leben bezahlt. Doch bevor sie ihn ermordet haben, war er gezwungen, *hat er sich gezwungen*, über rund zwei Monate einen erbarmungslosen Prozess der Vergeltung⁵ zu durchleben: Zur Verhandlung stand seine »gänzlich neue Sprache«, sein neues Latein, so unverständlich wie das alte. Ein Direktprozess: bei dem er versuchen musste, sich in der Sprache des *Nichtsagens* auszudrücken, *sich verständlich zu machen*, indem er auf dasselbe sprachliche Instrumentarium zurückgreift, das er angewandt und erprobt hatte, *um sich nicht verständlich zu machen*. Er musste in der Sprache der Nichtkommunikation kommunizieren. Aus Notwendigkeit, das heißt der Zensur und Selbstzensur wegen. Als Gefangener. Als Spitzel im feindlichen Lager, vom Feind überwacht.

Doch bevor die Rede ist von den *Dokumenten des Vergeltungs-*

prozesses, also von den Briefen, mit deren Hilfe Moro versucht hat, mit *den anderen*, mit jenen, die er *auf seiner Seite* glaubte, zu kommunizieren – waren nicht sie es gewesen, für die er, Alibi oder Maskerade, überhaupt jene gänzlich neue Sprache erfunden hatte? –, gilt es, über den Feind, über die Kerkermeister zu sprechen. Und diesem Feind, diesen Kerkermeistern grundsätzlich eine Ethik anzuerkennen, die sich eben als Kerkerethik bezeichnen ließe: eine, die sich durch die Lektüre – oder durchs Hörensagen – der Texte von Foucault oder aus der Foucault'schen Schule herausgebildet hat (auch wenn sich ungeschliffenere Beispiele einer solchen oder ähnlichen Ethik oder eines solchen Formalismus im politischen oder apolitischen Brigantentum des Südens finden lassen). Obwohl sie Kinder, Enkel oder Urenkel des Stalinkommunismus' sind, haben die Männer⁶ der Brigade rosse den polemischen Diskurs des »Überwachens und Strafens« eingeatmet und diese zarte libertäre Ader in ihre versteinerte Ideologie übernommen. Dieses Diskurses wegen darf ihr Gefängnis keine Fortsetzung oder Wiederholung der Haftanstalten des *Stato Imperialista delle Multinazionali*⁷ sein (Akronym SIM: und es ließe sich noch ausführlicher auf die zahlreichen Akronyme eingehen, die wie Seerosen auf einem Teich in der *Resolution der strategischen Führung* der Brigade rosse treiben); ihre Überwachung soll und darf nicht zu Entfremdung und seelischer Zerrüttung führen, wie bei solchen Gefangenen in den Kerkern des *Imperialistischen Staats der Multinationalen*, die über keine außerordentlich robuste Verfassung verfügen, keinen strengen moralischen und ideologischen Drill erfahren haben. Ein längerer Abschnitt der *Resolution* befasst sich mit der »Umstrukturierung des Gefängniswesens« in Italien: Als wäre es in Italien möglich, überhaupt

etwas umzustrukturieren, und als wäre es etwas Neues, dass Sinn und Zweck des »Gefängniswesens« (der Begriff macht schaudern: das Zuchthaus gewissermaßen zur Existenzkategorie erhoben) darin besteht: bei politischen Gefangenen vermittels physischer Auslöschung eben ihre politische Identität zunichte zu machen. Silvio Pellico⁸ und Luigi Settembrini⁹ haben etwas sehr Ähnliches wie das geschrieben, was die strategische Führung der Brigade rosse unter Absatz D ihrer *Resolution* zusammenfasst.

Mitglieder der Brigade rosse haben vor kurzem in einem erstinstanzlichen Prozess vor dem Schwurgericht in Turin zur Bekräftigung ihrer ach so menschlichen Behandlung eines ihrer Gefangenen, ihres Andersseins, den Umstand geltend gemacht, dass sie für den Richter Sossi¹⁰, Gefangener in ihrem »Volksgefängnis«, Risotto zubereitet hätten. Diese gastronomische, familiäre, häusliche Note inmitten eines Geflechts mörderischer Geschehnisse kann wie eine Dissonanz, ja beinahe wie unfreiwillige Komik wirken. Aber das ist sie nicht; sie ist vielmehr hilfreich, um einige Widersprüche, einige irritierende Verhaltensweisen der Brigade rosse in der *Affaire Moro* zu erklären. An erster Stelle, ihr Eifer in Sachen Gefängnispost: die Tatsache, dass sie ab einem bestimmten Zeitpunkt in übertriebenem Maß auf das Briefgeheimnis achten. Im Verlauf der *Affaire* haben die Brigadisten um der nicht risikofreien Zustellung von zwischen fünfzig bis siebzig Briefen aus Moros Feder (laut gut unterrichteter Kreise sind das die Mindest- und die Höchstzahlen) willen nicht nur ihre logistischen Ressourcen – vorwiegend uneigennützig – in Funktion und Spannung gehalten; es scheint vielmehr, als wäre die Einhaltung des in der Verfassung verankerten Gesetzes zum Briefgeheimnis, der